

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Pest in Meersburg 1635. Nach Urkunden und Standesbüchern erzählt
von J. Baumeister

[urn:nbn:de:bsz:31-338704](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338704)

Euch den Pfarrer holen täte. — Man ist nicht immer gesund und reich. Es kommen als auch noch andere Zeiten. Und wenn's dem Ende zugeht, und wenn niemand mehr helfen kann und wenn man in seinem Glend daliegt, da ist man froh, wenn der Pfarrer kommt und versieht einem."

"Daran denk ich noch lange nicht", meint der Stadtrat. "Geld habe ich genug und das Essen schmeckt mir auch alle Tage. Das ist die Hauptsache. Das andere brauch ich da nicht zu fürchten", so spricht er und schreitet herrisch von dannen.

Man bringt die Frau, wie der Stadtrat befohlen, ins Hospitium „zum wilden Mann" beim alten Segelschiffhafen vor dem Unterstadtor. — Noch stehen dort die Neugierigen beisammen, da kommt auch schon der Chirurg Kaspar Miller, ein rüstiger Mann so an die fünfzig Jahre alt. Freundlich grüßend geht er vorüber und verschwindet im Hospitium.

"Das ist ein anderer Mann wie der Stadtrat", hört man urteilen. "So vornehm und doch gar nicht stolz."

"Und so freigebig und so mildtätig," geht's nun weiter, „wißt Ihr noch, wie voriges Jahr die Schweden das Ungarisch Fieber gebracht haben, da ist der Chirurg Tag und Nacht unterwegs gewesen und hat überall geholfen, so gut er gekonnt hat. Und Bezahlung hat er bei den armen Leuten keine angenommen. Geht nur, hat er gesagt, ich werde meine Rechnung dem lieben Gott schiden."

"Ja, wir dürfen stolz auf unseren Chirurgen sein. Er schämt sich nicht, daß er geringer Leute Kind ist. Er verheimlicht es nicht, daß sein Vater nur ein armer Bürger und Nebbauer gewesen ist. Und wenn er auch dem reichen Registrator Widder sein Schwiegersohn geworden und jetzt mit den vielen hohen Herren auf dem Schlosse verwandt ist, will er doch zeigen, daß er uns gehört. Und wir alle haben uns gefreut, wie er sich vor drei Jahren als Mitglied in die „Ehrbare Bürgergesellschaft im Bären" hat aufnehmen lassen."

"Ja, du hast recht. Alle die 160 Mitglieder haben sich gefreut, wie sie gesehen haben, daß der vornehme Chirurg gar keine Ausnahme hat machen wollen, wie es sonst die reichen Bürger machen, wenn sie aufgenommen werden. Er hat grade so wie die anderen Junggesellen (neuen Mitglieder) die Gläser geschwenkt und Wein eingegossen und herumgereicht."

"Er kommt immer gern zu uns in unsere Trinkstube im „Bären" (Bereinslokal). Er sagt, bei den Bürgersleuten gefalle es ihm besser, als bei den hohen Herren. Besonders wenn eine Hochzeit ist, kann er recht lustig und fidel sein. Aber, das muß man ihm lassen, er ist auch ein recht frommer Herr."

"Ja, das ist er wirklich. Wenn er zu einem Kranken kommt, hat er gleich ein freundliches Wort und weiß ihm etwas Erbauliches zu sagen. Wenn wir ihn nur noch recht lange erhalten. Gott gebe es."

So gehen die Reden über den Chirurgen hin und her, bis auf einmal ein helles Klingeln näher kommt. Da zeigt sich auch schon der Pfarrer mit dem Allerheiligsten. Er kommt den Steigweg herab. Aus den Häusern kommen die Leute und knien sich am Straßenrande nieder. Auch die Neugierigen vor dem Hospitium machen es so. Denn

das muß man den Meersburgern lassen: Ghen, so und fromm wollen sie sein und treu ergeben Hausm heiligen Glauben und wollen nichts von den herbei. rungen wissen, wenn sie auch seit alten Zeiten werden jedem neugewählten Bischof einen Strauß Was h sechten haben. Jedesmal versuchen sie es, bon" jaa Bischof, der zugleich ihr weltlicher Fürst ihren mehr Freiheiten zu ertrogen und mehr Rechte e langen. Aber den Segen des zu einem KstWädch getragenen Heilandes wollen sie nicht versäWas to

Der Pfarrer geht vorüber mit dem Allerheil her sten, die Knienden segnend. Andächtig betet, daß sie sich und viele schließen sich betend dem ZuLeute zum Hospitium an. Dann gehen die meisten Regi der den Steigweg hinauf heimwärts. rft. T

Dort, wo die Steig auf den Treppenwegzum S und ihn kreuzt, bleiben noch einige im Gehnir D stehen, ehe sie sich trennen. Sie holt der Chirur Das den Steigweg hinter ihnen heraufstheinen

"Nun, wie geht es mit der Frau, Herr ChirurJa, wa fragen sie sofort.

"Da ist wenig Hoffnung," gibt er ernst zur AnWegen

"Wenn nur nichts Schlimmes über die Stadt ko sterb

"Ja, Herr Chirurg, ich hab's auch gleich ge e d

meint der alte Baintner. "Wenn die Fra nach nicht die Pest bringt!"

"Was, auch noch die Pest dazu!" rufen dGroßbo deren durcheinander. "Dreimal sind wir jet Erzä den Schweden geplündert worden. Vor zweNecht ren sind in drei Monat mehr als 70 Kind etwas storben; voriges Jahr so viele Frauen am Len in schen Fieber. Jetzt auch noch die Pest! — geban denn gar kein Ende nehmen, all das Unglückaut."

"So Schlimmes wollen wir nicht gleich n die ten," suchte der Chirurg zu trösten und her sinnft

"Der liebe Gott wird es schon recht machen."

"Ja, der liebe Gott wird es schon recht manmad sagten sie und gehen heimwärts.

II. Des Chirurgen Töchterlein.

Langsam und nachdenklich schreitet der Gist er Kaspar Miller seinem stattlichen Hause in deof vor burg zu. Der Fall mit der Frau aus er geh macht ihm schwere Sorge. Vorsicht ist an hat Fälle am Plage, damit es keine Anstiedung ght. Er tritt in sein Haus. Da fliegt ihm schon bergefe Diele sein ältestes Töchterlein entgegen, sein er ih zehnjährige Maria Salomäa. Voll Freude schlach sie sich an seinen Hals.

"Väterchen," ruft sie ihm zu, "heute darf halte Hausmütterchen machen. Die anderen sin gen fort, zur Tante Salomäa. Ich darf dich heut t. Wi bedienen. Und ich hab' dir so viel zu erz aer län sprudelt es nur so heraus.

"Liebling," wehrt sich lächelnd der Vater mich doch erst einmal zu Atem kommen. Un viel Mi muß ich auch meinen Mantel ablegen. Un ihnen das sollst du heute nicht," will er sie abhalte esiegt schon hat sie den Mantel erfaßt und bringt Karl en la seinen Platz auf dem Gange.

"Warum soll ich das heute nicht?" fr mit dem Vater in die Stube tretend.

"Jetzt ist es geschehen," spricht er. "Em hat will, ist es mit meinen Befürchtungen nicht Der lie die Vorsichtsmahregeln unnötig."

"Was sprichst du so ernst vor dich hin? m gew chen, du darfst heute kein so finstere Biell

„Guten, sonst erzähle ich dir nichts,“ schmeichelt ergeben Hausmütterchen, und bringt eilends einen Zinn von den Herbei. Der Chirurg läßt sich nieder, und sein Beistand steht sich zu ihm.

„Was hast du denn wieder wichtiges zu erzählen,“ fragt er, während er isst, indem er auf ihren Fürst ihren Ton eingeht.

„Rechte Mute einmal, wo ich heute gewesen bin,“ spricht einem Mädchen dagegen.

„Was kann ich wissen, wo mein Wildfang wieder im Allerfall herumgetollt ist!“

„Ich bin beim Großvater gewesen. Weißt wie dem Leute sagen: beim gestrengen Herrn bischöflichen meistern Registrator. Ich habe mit ihm ins Schloß

ist. Dort sind wir den großen Dagobertsturm weppenweg zum Konradinsstübchen hinaufgestiegen. Dort im Gemach der Großvater vom jungen Konradin erder Chirurg. Das ist aber schön gewesen. O, wie hab' ich heraufheinen müssen!“

„Ja, wenn es doch so schön gewesen ist, warum du denn da geweint?“

„Wegen dem lieben Konradin. So jung hat er sterben müssen! — Die bösen Menschen! — gleich ge er doch nur hier gelieben und wär' er nur die Frau nach Italien gezogen!“

„Weißt du denn auch noch etwas von dem, was Großvater dir vom jungen Konradin erzählt?“

„Erzähle es auch mir einmal.“

„Vor zwei Wochen, liebes Väterchen. Aber du mußt 70 Jahre etwas essen. Der Großvater hat sich dort am Men in dem Turmgeläß in den Sessel gesetzt und Beiß! — gedankenvoll durch das Fensterlein hinaus-

„Unmöglich! Drunten rauscht der See und drüben ist gleich in die Schneeberge bis zum Himmel empor. — und bestännt du denn, Großvater?“

„Ich denke daran, wie alle Erdenpracht gemacht.“

„Ich recht meinmacht vergeht,“ antwortet er. „Hör einmal, will dir was erzählen. Es sind jetzt schon mehr 850 Jahre her. Da hat ein stolzer junger

„gejohnt gelebt. Der hat Konradin geheißt. Ist er mit seinem Oheim und Erzieher, dem Hof von Konstanz — Truchseß von Waldburg

er geheißt — hierher ins Schloß gekommen. an hat er am liebsten da oben im Turmgeläß

„hnt. Hier in diesem Sessel ist er manche die sorgenvoll gefessen. Er hat zu den Bergen bergeschaut und an seinen Vater gedacht. Nie er ihn gesehen. Drüben in Italien war er in

„Schlacht gefallen. Und ein Prinz aus Frank- hatte dem jungen Konradin sein Königreich in

genommen. Konradin hat daran gedacht, es wieder zu er-

„Wie er 15 Jahre alt gewesen ist, hat er es er länger ausgehalten. Er ist wieder hierher-

„amen. Und sein Freund Friedrich von Baden viel Ritter und Kriegsknechte sind mitgekommen.

„ihnen ist er nach Italien gezogen. — Aber er esiegt und gefangen worden. Und der böse Karl von Anjou hat ihm das Haupt ab-

„gen lassen. Da hat sein Freund Friedrich arg int. Aber auch ihm ist das Haupt abgeschlagen

„en. Muß man da nicht auch weinen? — Aber m hat Konradin so jung sterben müssen?“

„Der liebe Gott hat es so haben wollen. Siehst ind, der junge Konradin ist noch brav und m gewesen und hat noch nichts Böses getan ge-

„Menschen auf der Welt auch böse geworden. Der liebe Gott hat ihn darum zu sich genommen.“

„Dann ist er ja jetzt im Himmel droben. Lieber Vater, da muß es schön sein. Wenn mich der liebe Gott auch jung sterben lassen wollte, ich tät auch gern sterben.“

„Ja, hast du denn keine Angst vor dem Sterben?“

„O gar nicht. Ich habe ja dieses Jahr zur ersten heiligen Kommunion gehen dürfen. Ich habe den lieben Heiland im Herzen, und zu ihm und den vielen Engeln gehe ich gern.“

„Und wenn ich und die Mutter weinen?“

„Ihr wißt ja, wenn der liebe Gott mich sterben läßt, daß ich im Himmel bin. Da braucht ihr doch nicht zu weinen. — Ich werde den lieben Gott bitten, daß auch ihr alle recht bald kommen dürft. Wie schön wird es dann sein. Nichts wird uns dann mehr wehtun, nichts wird uns fehlen. Immer werden wir alle beieinander sein bei den Engeln und beim lieben Gott und den lieben Heiligen. — Freust du dich nicht auch schon darauf, liebes Väterlein?“

„Doch, liebes Kind, — aber du mußt wissen, das Sterben ist nicht so leicht. Ich habe schon viele gesehen, da war es fürchtbar. — Doch wenn ich an die jetzigen schlimmen Zeiten und an die vielen schlechten Menschen denke, da möchte ich diejenigen beneiden, die vorher haben sterben können. Und wenn gar die wilden Kriegshorden, die ungezügelten Schweden, die jetzt in Sulgen hausen, wieder hierherkommen sollten, da wäre es mir wahrlich lieber, wenn du beim lieben Gott im Himmel wärest, lieber, als daß du so manches miterleben müßtest.“

„Lieber Vater, die Schweden werden doch nicht wieder kommen! Es ist fürchtbar gewesen voriges Jahr, nachts am 9. Februar. Die Leute haben geweint und geschrien und haben sich versteckt. Aber die bösen Soldaten haben alles durchsucht und geplündert und die armen Leute geplagt. Nicht einmal den Herrn Pfarrer haben sie gesont. Weil er ihnen gesagt hat, sie dürften nicht so böse Sachen tun, haben sie ihn an einer Leiter aufgehängt und ihm arg weh getan. Er hat lange gar nimmer recht gehen können. Seit damals ist er immer so ernst und so zusammengebeugt.“

„Und die vielen Leute sind dann krank geworden und so viele Frauen haben das Ungarische Fieber bekommen und haben sterben müssen. — Lieber Vater, so etwas vergeß' ich mein Leben nimmer. Lieber möcht ich sterben, als so etwas noch einmal durchmachen —“ Wie hilfesuchend schlingt das Kind seinen Arm dem Vater um den Hals. Und er drückt seinen Liebling fest an sich.

„Sei ein tapferes Mädchen!“ sucht er das ängstigte, aufgeregte Kind zu beruhigen. „Wir wollen recht fest auf den lieben Gott vertrauen, er wird schon alles recht machen, meine liebe Maria Salomäa. So sage ich immer gerne. Und der liebe Gott hat auch immer geholfen.“

Ein liebliches Bild ist der rüstige Mann mit dem blühenden Kinde an ihn geschmiegt, ein Bild reiner, echter Kindesliebe und stillen Vaterglüdes... Aber leider soll nur allzubald eine raube Hand rücksichtslos hineingreifen und Vater und Kind unerbittlich auseinanderreißen. — Ist die kleine Maria

Salomäa zu gut für die Welt? oder hat der liebe Gott das Sehnen ihres reinen Herzens erhört? — kurz, in wenigen Tagen nach dieser Unterredung mit dem Vater wird sie krank. Ein hitziges Fieber wirft sie nieder, und in den ersten Tagen des Monats Juli 1635 hat sie der liebe Gott bereits zu sich gerufen.

Freunde und Bekannte, Verwandte und Angehörige kommen und nehmen Abschied von der lieben Toten. Friedlich schlummert sie zwischen Blumen im weißen Festtschmud ihrer ersten heiligen Kommunion. Die Krankheit und der Tod hat sie nicht zu entstellen vermocht.

Unter großer Beteiligung der ganzen Einwohnerschaft, der Bürger und der bischöflichen Beamten, wird ihr Leichnam hinaufgetragen zur Kirche am Halbentor und dort ins Grab gesenkt.

Niemand der vielen Beteiligten ahnt, daß diese Leichenfeier die Einleitung bilden soll zu einem endlosen Grabeszuge für sie selber und für die ganze Stadt, und daß sie alle bis auf wenige und noch viel andere Einwohner, in wenigen Wochen an der Seite des Kindes, dem sie das Geleite gegeben, im Grabe ruhen sollten. Wer sollte auch an der lieblichen Toten sehen, daß die Krankheit, die sie so schnell aus dem Leben gerufen hat, etwas anderes ist, als ein hitziges Fieber. Der Pfarrer trägt daher ins Totenbuch ein: „Maria Salomäa Miller, gestorben im 13. Lebensjahre, wohlversehen, am Ungarischen Fieber.“

Und doch war es die Pest. Diese Krankheit, welche die fremde Frau aus Sulgen eingeschleppt, hatte seinem Kinde der liebende Vater Kaspar Miller, an jenem Nachmittag mit heimgebracht: die furchtbare, schreckliche Pest, die gewöhnlich schon den lebenden Menschen zum verwesenden Leichnam macht.

III. Beim Bilde des Pestheiligen.

Am Gehäus beim Zugang zur Unterstadtkapelle stehen auf einem Gerüste zwei Männer und sind damit beschäftigt, eine Nische in die Mauer zu hauen.

Da kommt aus dem Nachbarhause der Chirurg Kaspar Miller. Aber wie sieht er aus? Er ist ja ganz unkenntlich geworden: Seine Gestalt ist von oben bis unten in einen weiten Mantel gehüllt. An den Händen trägt er Handschuhe und auf dem Kopfe eine Kapuze. Vor dem Gesichte hat er eine Schutzmaske mit einem schnabelartigen Vorsprung vor Mund und Nase. Dieser ist gefüllt mit in Essig getränktem Berge, damit er vor der An-

steckung bewahre. Und in der Hand trägt er einen Drahthafen einen Eisenbecher mit Kohlen, in denen Wacholderbeeren und Holz glimmen. So sucht er sich nach dem Gehör der Aerzte jener Zeit vor der Ansteckung durch die furchtbare Krankheit der Pest zu bewahren.

„Was macht ihr da?“ fragt er die Arbeiter. „Bereitwillig geben sie Aufschluß: „Die Stadtbruderschaft will ihrem Sterbepatron, dem heiligen St. Sebastianus, eine Statue hierher bringen. Heute mittag soll eine Prozession und Weiheung sein, damit vielleicht endlich auf die Pest die heiligen Sebastianus die Seuche abgeworfen wird.“

„Ja, sie dürft' jetzt endlich einmal aufhören, bleibt bald niemand mehr in der Stadt.“ „Sodasagt der Arzt, und geht eilends weiter. „Sein Haus ist, wo nicht krank liegt.“



was nützt all seine so viel und Aufopferung. Heute wenigen Kranken, heute bisher helfen. Die Mehrzahl der sind gestorben, und gestorbent! — bares Elend ist Stadt gekommen.

Dampf dröhnt den Schläge der Klöster den Händen der durch die wie storbenen Straße Unterstadt. Niemand auf den Straßen sehen. Kaum, und dort am schred- und schmeilttes Gesicht und nach dem des ungewöhnliche mes ausschaut.

„Wie unheimlich und ruhig es jetzt Stadt ist!“ meinet eine, seine Arbeit brechend. „Vor Wochen noch ist

immer so lustig und so lebhaft zugegangen, die Kriegsunruhen im Reich hat man sich kümmert. Wir sind ja hier immer noch so gut durchgekommen: Immer wieder hat Grund zum Festen (Festfeiern) gegeben. es eine Hochzeit, oder ein vornehmer Kindesdann wieder hoher Besuch im Schloß oder Markttag. Immer Leben und immer Abwe — Und jetzt nur noch Tod und Elend und Die Stadt ist von jedem Verkehr abgeschlossen. Zusammenkunft ist verboten; kein Gottesdienst sein, keine Versammlung. Niemand traut sich recht auf die Straße. Alle schließen ihre Tür Fenster und Läden. Sie meinen dem furch Totengespenst den Eingang versperrern zu Aber überall kommt es hin.“

„Ja, überall kommt der Tod hin. Auch die vornehmen Häuser ist er eingedrungen, die Reichen und die Burgleut (bischöfliche müssen sterben. Es ist doch gut, daß sie

nd trägt n Gelde das Leben nicht kaufen können, sonst
 er mit ten nur die armen Leute sterben.“ —
 ren und nd weiter geht das Klopfen und Hämmern. —
 dem Gehört man das Knarren von Wagenrädern und
 ckung du Klappern von Hufen auf dem Pflaster. Ein
 bewahren en fährt langsam die Straße herauf und hält
 die Arbeit den einzelnen Häusern. Vermummte Gestal-
 „Die St. ähnllich wie der Arzt mit Schutzmitteln um-
 ron, dem et, treten ein und erscheinen bald da und bald
 e hierber mit verhüllten Lasten. Groß und klein werfen
 ieselben wirr durcheinander auf den Wagen.
 y auf die Geht doch bei eurer Arbeit ein wenig rücksicht-
 Seuche au t um,“ sagt der alte Baintner, der bei den
 aufhöre ernen ist. „Denk doch daran, daß ihr keine Holz-
 Stadt sonders Menschenleiber aufzuladen habt.“
 ter. Geu Tot ist tot,“ sagt roh der eine, und der andere:
 o nicht en tut kein Zahn mehr weh. Wenn man alle
 egt. — so viel Elend sehen muß, darf man nimmer
 t all seine Imperlich sein.“
 opferung Heute mir, morgen dir,“ schließt der erste kurz
 Kranken Gespräch. Und weiter rollt langsam der Wagen
 helfen hält vor anderen Türen, und neue Lasten
 erzähl de die Männer. — Da und dort hört man
 orben, un mern und Klagen, verzweiflungsvolle Schmer-
 ! — rufe. So manche wollen sich nicht trennen von
 end ist in lieben Toten. Mit Gewalt nur können die
 kommen. iner sie losreißen und ihres traurigen Amtes
 pf dröhme en. Von ihnen zurückgestoßen, folgen sie
 der Klö erzerfüllt bis zur Haustüre und schauen
 den der ungslos nach.
 ie wie viele aber sind vor Schmerz und Elend so abge-
 Straße pft, daß sie kaum noch fähig sind, etwas zu
 dt. Niem en und zu denken. Verständnislos starren sie
 i Straße a Toten nach und schließen wieder die Türe.
 kaum, nd weiter fährt der Wagen und hält vor dem
 am Fen se, an dem die Arbeiter schaffen. Sie lassen ab
 und schm ihrem Klopfen, nehmen die Mühe vom Kopfe
 Gesicht er schauen erschüttert von ihrem Gerüste auf die-
 ch dem trauenhafte Bild.
 gewöhliche Baintner,“ sagt der eine, wie der Wagen wei-
 schaut. fahren will, „ihr habt eben auch keine schöne
 unheimli it.“
 ig es jekt Gott sei's geklagt! Es ist so. Ich weiß es nur
 st!“ mein ut. Nicht um alles in der Welt würd' ich das
 ne Arbeit wenn es mir nicht um Gottes Lohn wäre. Die
 „Vor e begraben, bringt besonderen Lohn. — Und
 noch ist dem lieben Gott zum Danke muß ich es tun.
 ugegangen hat mich gleich in den ersten Tagen, wie die
 an sich we rheit noch nicht so bössartig gewesen ist, krank
 noch so en lassen. Und ich hab' sie mit seiner Hilfe
 er hat es standen. Freilich hat sich auch der Chirurg
 eben. Wa er mit mir alle Mühe gegeben, bis er mich ge-
 r Kindes behandelt hatte. Wäre es da für mich keine
 losf oder ande, wenn ich mich drücken wollte, da doch der
 er Abwe rter und die Kapläne keine Gefahr achten und
 nd und rtag und Nacht keine Ruhe gönnen und da auch
 ggeschlof Chirurg immer unterwegs ist und hilfst, so viel
 Gottesdien ann. Wär's da nicht eine Schande, wenn ich
 d traut si helfen würde, die Toten zu begraben, da ich doch
 ihre Tür einmal Angst zu haben brauche vor der An-
 dem furt ung, weil ich die Pest schon gehabt habe. Mir
 rren zu sie nichts mehr. Ich bin gefeit.“
 in. Auch Ich bin auch gefeit,“ sagt der eine Leichenträger,
 ington, un n, der es kann. Das trag' ich bei mir auf der
 ößliche Wt.“
 daß sie Ich hab' auch so ein Wundermittel,“ meint

lachend der andere und nimmt einen tüchtigen
 Schluck aus seiner Schnapsflasche. „Da nimm auch
 einmal, das vertreibt die Angst und Ansteckung.“ —
 „Hast recht,“ sagt der andere, und tut ihm Be-
 scheid.
 Entsetzt ob solcher Verrohung stehen die zwei
 Männer auf ihrem Gerüst. Sie müssen mit Schau-
 dern sehen, wie sich diese Menschen an das Furcht-
 barste gewöhnt und selbst vor dem Tode alle Scheu
 abgelegt haben.
 Ein helles Klingeln unterbricht da das Todes-
 schweigen der Leichenstadt. Vom Treppenweg her
 kommt der Herr Pfarrer mit dem Hochwürdigsten
 Gute. Alle knien andächtig nieder: die Männer auf
 ihrem Gerüste und selbst die rohen Leichenträger.
 Sie entblößen ihr Haupt und bekreuzen sich an-
 dächtig. Segnend schreitet der Pfarrer vorüber.
 „Gelt, es wundert euch,“ sagt aufstehend der eine
 der Totenmänner zu den Arbeitern, „ihr wundert
 euch, daß wir hingekniet sind. Wißt, wenn wir uns
 aus dem Tode auch nicht viel machen, schlecht wollen
 wir doch nicht sein. Keiner von uns will unversehen
 sterben. — Und ganz verroht und abgestumpft sind
 wir auch noch nicht; es wäre wirklich manchmal
 besser, als so.“ —
 „Es ist so,“ unterbricht der andere. „Wie wir
 heute die tote Witwe Maria Miller haben aus dem
 Haus holen müssen, das hat uns auch gepackt.
 Sieben kleine Kinder und niemand mehr, der für
 sie sorgt! — O, wie haben diese geschrien und ge-
 weint. Da hat alles Schimpfen und Poltern nichts
 geholfen. Sie haben sich an die tote Mutter und
 an uns gehängt, haben sich an unsere Hände und
 Füße geklammert und haben uns fast die Kleider
 vom Leibe gerissen. Mit Gewalt haben wir sie ab-
 schütteln müssen. Jetzt noch kling mir ihr Jam-
 mern und Klagen in den Ohren. Gib mir die
 Flasche.“
 „Da hast du sie! Es ist wirklich nichts Leichtes.
 Gestern sind es 25 Tote gewesen und heute gibt's
 vielleicht 35, bis wir fertig sind, wenn es so weiter
 geht. Doch wir müssen weiter machen... Hüß!“
 Sie fahren weiter. Wie sie aber zum Unter-
 stadtor hinausfahren wollen, scheuen die Pferde
 vor einem ganz vermummten und mit allerlei
 Mitteln behangenen Manne zurück. Er kommt
 zum Tore hereingewankt, und wie er den Wagen
 mit seiner schauerlichen Fracht sieht, will er sich
 voll Angst schnell vorbeidrücken. Es ist eine wahre
 Zammergestalt.
 „Gelt, stolzer Stadtrat,“ redet ihn der eine
 Totenmann an, „gelt, jetzt pfeift der Wind aus
 einer anderen Richtung. Jetzt trägt du den Kopf
 nimmer so hoch. — Hast gar eine Wallfahrt ge-
 macht?“ —
 „Laßt mich in Ruhe!“ ruft er, „verflucht alle
 miteinander! Ich will fort aus dieser verfluchten
 Totenstadt. Aber an allen Ecken stehen die Wächter
 und lassen niemanden fort; sie drohen mit Tod
 und Galgen. — Ruß ich auch so elend wie so viele
 andere zu Grunde gehen? — Ich merke es, ich bin
 auch schon angesteckt. Mir brennt es in den Ein-
 geweiden, ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf
 steht, so summt und surrt es da drinnen. Aber ich
 will nicht sterben; ich will leben... leben!“
 „Stadtrat,“ will der Baintner auf ihn eintreden,
 und legt ihm dabei die Hand auf die Schulter.

„Laßt Euch einen guten Rat geben. Macht Eure Rechnung mit dem Himmel. Schiebt es nimmer länger hinaus!“

„Zurüd,“ ruft er und schüttelt die Hand ab. „Zurüd, Betrüder, und steck mich nicht an! — Ich will nicht zu Kreuz kriechen; ich will nicht sterben. — Und wenn gestorben sein muß, lieber in die Hölle fahren, als mit Euch Kopfhängern in den Himmel kommen. Aber ich will noch nicht sterben. Ich habe Geld. Der Doktor muß mich gesund machen. Er hat ja auch Euch gesund gemacht.“ Und eilends geht er davon.

„Gott sei ihm gnädig,“ sagt der Baintner, ihn bedauernd. „Er ist verloren und will es noch nicht glauben. Die Krankheit hat ihn bereits gepackt.“

„Und morgen werden wir ihn packen. Dann aber brauchst nichts zu sagen, wenn wir den eingebildeten, verstorbenen Sünder nicht allzusamt anfassen. Er hat's als mit uns auch nicht gar zu sanft gemacht.“ —

Die Pferde ziehen an. Und langsam weiter ächzt der Wagen mit seiner traurigen Last. — Und weiter hämmern die Männer an ihrer Mauernische. Dampf tönt ihr Klopfen durch die Straßen der Stadt. Und keiner von ihnen redet ein Wort. —

Da erschallt vom Kirchturme herab langsam und feierlich die große Glode. Es öffnen sich da und dort Haustüren und es treten hervor gebeugte Gestalten, von Krankheit entsetzt, von Schmerzen gekrümmt, vom Fieber geschüttelt. Ohne um sich zu blicken, wandern sie ohne Gruß stumm oder stöhnend weiter. Der und jener betet leise. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Nur da und dort sieht man zwei einander stützen. — Es ist für alle ein schwerer, furchtbarer Gang, ein Kreuzweg; Sie gehen zur Kirche, um dort die heiligen Sterbsakramente zu empfangen; denn unmöglich können die Geistlichen bei allen Kranken herumkommen und fertig werden. So gehen diejenigen, denen es noch möglich ist, auf das Glockenzeichen zur Kirche, weil sie wissen, daß jetzt ein Geistlicher in der Kirche ist. —

„Wandelnde Leichen,“ meint der eine der Arbeiter auf dem Gerüste. Und eilends arbeiten sie weiter und schaurig dröhnt ihr Hammerschlag durch die toten Gassen. —

VI. Kaspar Millers Stiftung.

Wenige Wochen sind seitdem verfloßen. Der 20. November ist herangekommen. Im Pfarrhaus sitzt der Pfarrherr über seine Matrifel gebeugt. Wie alt, wie weiß ist er doch geworden! Der früher so stattliche Mann ist in der kurzen Zeit vollends zusammengebrochen. Es ist auch kein Wunder. Was hat er alles erleben, was durchmachen müssen! Aber er hat sich nicht niederdrücken lassen. Ueberall ist er helfend, tröstend und die heiligen Sakramente spendend erschienen. Und wunderbar, ihn hat die Seuche verschont. Obwohl er all die ängstlichen Vorkehr- und Schutzmittel verschmäht hat, ist er der Krankheit entgangen. Offen hat er der Gefahr ins Auge geschaut und hat sich weder bei Tag noch bei Nacht geschont.

Auch jetzt wieder, da er kaum einen Augenblick aufatmen könnte, nimmt er seine Standesbücher

her, um die Einträge vorzunehmen. Das Buch kommt ihm zuerst in die Hand.

„Keine Trauung mehr seit Juni,“ seit „und voriges Jahr waren es 20. — Wer hätte an Hochzeit und Festesfreude denken können dieser Zeit des Glücks und des Sterbens.“

Er greift nach dem Taufbuch. „Auch seit Juni zwei Tausen. Und fast 40 sollten den fünf Monaten nach dem Stande des Jahres sein. Wie manches Kind hat in Monden anstatt das Leben und das Licht bekommen.“ — das Grab und den Tod bei seiner toten gefunden.“

Müde öffnet der Pfarrer das Sterbebuch. fehlt es nicht an Einträgen. Tränen fallen über die Blätter nieder. „Welch namenloses Elend auf den wenigen Seiten! — Wer es aber nicht erlebt und nicht mit durchgemacht hat, wird es nicht fassen können. Vielleicht wird auch mancher, der später diese Einträge lieft lässigkeit vorwerfen, weil das Buch eine so Lücke hat. Aber ich habe nicht mehr tun können. Bis zum 20. August habe ich jeden Eintrag gewissenhaft nach der Vorschrift gemacht. Ab es einmal 15 und noch mehr Tote im Tage waren, habe ich nur noch die Namen eingetragen wie es gar 30 und 40 waren, bin ich auch mehr dazu gekommen.“

Gott im Himmel weiß, daß ich meine Pflichten habe, und auch die Menschen werden werden, daß ich es für wichtiger hielt, den Sterbenden zusehen und ihnen ein kirchliches Begräbniß zu reiten, als nach ihren Namen zu forschen und einzutragen. Herr gib ihnen allen die ewige Ruhe. — Freilich, später, wenn die Krankheit nachlassen will ich eine Zusammenfassung machen.“

Er macht sich nun daran, die Toten des Tages einzuschreiben. Da meldet sich der Chirurg Miller an und tritt ein.

„Grüß Euch Gott, Hochwürden!“ spricht er müde, und kann sich kaum aufrecht halten.

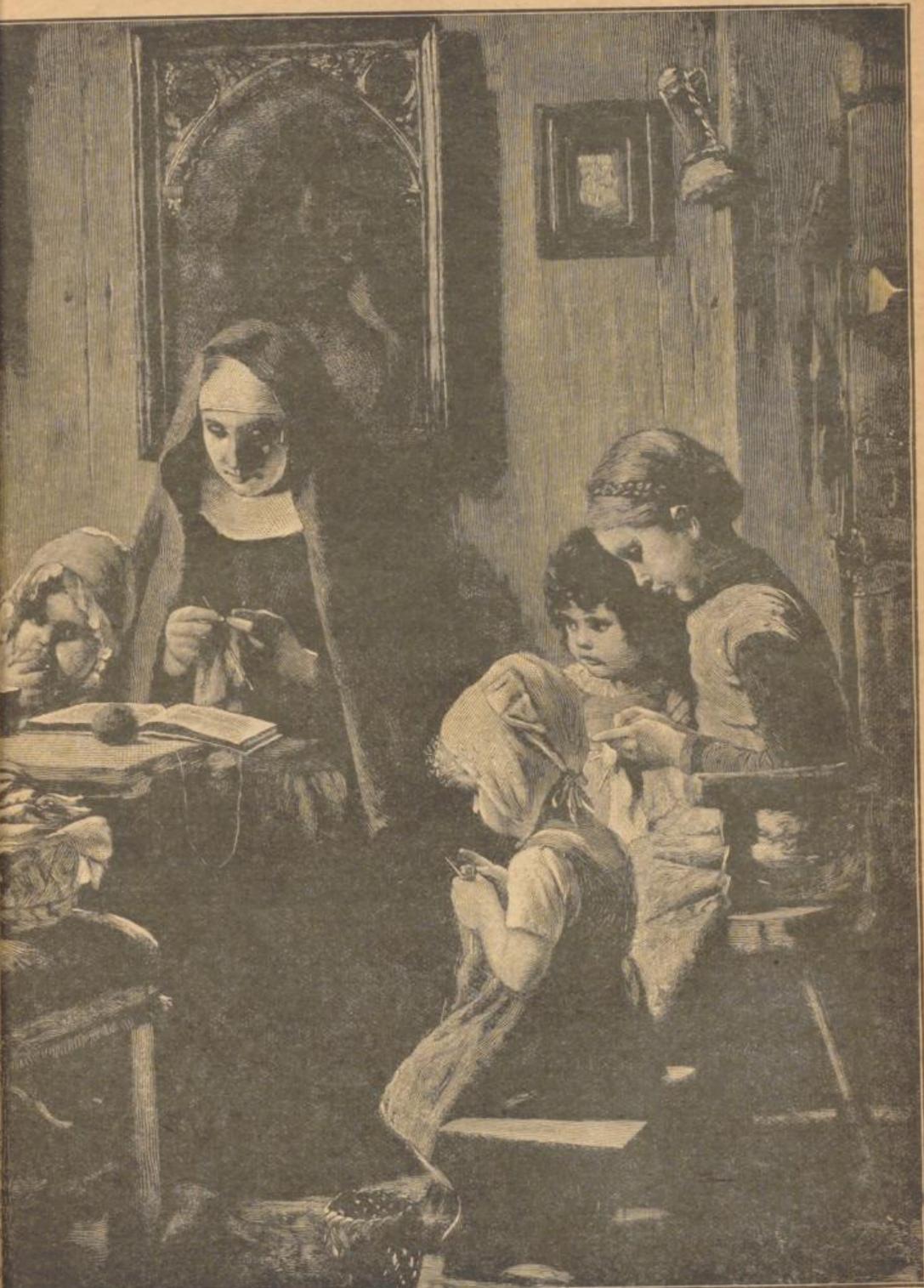
„Grüß Gott, Chirurg,“ dankt ihm der Pfarrer. „Aber nehmt doch Platz. Es sieht zwar anders bei mir aus. Es ist niemand mehr da, der sie meine Nichte und meine Haushälterin getragen haben. Es ist so öde um mich geworden.“

„Wie bei uns allen. Auch meine Liebste nicht mehr. Wir haben viel durchgemacht in den letzten Wochen.“

„Ja viel. — Mir ist als jene Nacht im Jahr, wo mich die Schweden da in dieser Gefoltert haben, als das Schrecklichste in dem vorgekommen. Aber jetzt weiß ich, daß es Schrecklicheres gibt. — Wie eine halbe Zeit sind mir die Wochen vorgekommen. Zuerst war es, es sei wieder das Ungarische Fieber. Wir merkten wir aber, daß es die Pest ist, aber hofften, noch, es war ja nur eine leichtere Erkrankungungsweise, nur „innere Pest“, aber bald wir jede Hoffnung fahren lassen. In ihrer Schrecklichkeit ist die Krankheit aufgetreten und fürchterlich gewütet. — Aber Miller, was meint ihr, hört die Krankheit noch nicht bald auf?“

„Ihre Kraft ist gebrochen. Es ist aber an niemand mehr da. Da muß sie schon von selbst aufhören. Freilich so zwei bis drei Monate da schon noch. Das Aergste aber ist überwunden.“

1. Das
ni," je
Wer hã
ten köm
Sterbens.
"Auch
0 sollten
de des
hat in
Richt de
t roten
Sterbebü
fallen
ofes Ger
aber nic
at, wird
eicht wi
tãge lie
eine so
tun köm
en Eintr
acht. Ab
m Tage
ingetrage
ich auch
eine Pfl
werden ver
Sterbende
egrãbnis
forschen
die ewige
nfheit m
jen."
oten des
Chirurg
!" spr
halten.
an der
zwar du
d mehr
ãlterin
mich gem
ne Liebe
ymachen
Nacht
n dieser
te in der
daß e
halbe G
Zuerst
Fieber
t ist, ab
eichtere
er bald
in ihrer
etreten u
was mein
auf?"
t aber au
chon von
Monate d
berwunde



Verlag Franz Hanfstengel, München.

In der Strickschule, von Hermann Kaulbach.

„Das habe ich auch schon gemerkt. Es sind nicht mehr so viele Todesfälle. Ich kann jetzt wieder anfangen, die Einträge ins Totenbuch zu machen. In den letzten Wochen bin ich nicht nachgekommen.“

„Da bitte ich aber Euch, vergeßt meinen Namen nicht; ich bitte darum, damit ich nicht ganz vergessen werde.“

„Was, Euren Namen eintragen? — Jetzt, wo die Krankheit gebrochen zurückgeht, sollt Ihr leben und Euch der herrlichen Taten freuen, die Ihr furchtlos aus Gottes- und Nächstenliebe vollbracht habt.“

„Ich werde die Krankheit nicht überleben. Ich spüre es bereits. Ich müßte nicht Arzt sein. Der liebe Gott ruft mich, meine Lieben im Himmel erwarten mich.“

„Soll ich denn ganz allein übrig bleiben,“ klagt der Pfarrer. „Meine Kapläne hat die Krankheit samt ihren Haushaltungen in der Vollkraft ihres Lebens hinweggerafft, mich gebrochenen alten Mann aber hat sie verschont. Wie gerne möchte auch ich zur Ruhe gehen.“

„Hochwürden, Ihr seid noch notwendig. Noch manche werden in den nächsten Tagen und Wochen in den Tod gehen müssen und alle wollen versehen sterben. — Ihr werdet kaum fertig werden.“

„Zur Aushilfe kommt nächstens ein Ordensmann. — Eine Freude habe ich allerdings in der schweren Zeit gehabt: Alle haben die heiligen Sterbesakramente empfangen. Keiner ist unbußfertig gestorben.“

„Bis auf den stolzen Stadtrat.“

„Ja, leider! Der stolze Mann. — Doch wir wollen nicht über ihn richten. Gott sei seiner armen Seele gnädig.“

„Und auch der unstrigen,“ schließt Miller. —

„Daß ich aber zur Sache komme. Ich will eine Stiftung machen. Für die Wenigen, die mich überleben werden, habe ich alles in Ordnung gebracht, jetzt will ich auch noch für meine Seele sorgen. Ich will also einen Jahrtag mit den Totentagezeiten stiften für mich und meine Frau, für meine drei Schwestern, Eltern und Schwiegereltern. Alljährlich soll er nach dem Kirchweihfest Ende August oder Anfang Juni sein.“

Der Pfarrer holt das Seelbuch herbei. Mit Lupe trägt er die Stiftung auf die Pergamentblätter ein. Inzwischen zählt der Chirurg die Stiftungssumme auf.

„Wieviel?“ fragt der Pfarrer, ohne aufzublicken.

„1000 Gulden,“ sagt der Chirurg kurz.

„Soviel?“ richtet sich der Pfarrer erstaunt auf. —

„Ich bin nicht arm, das wißt Ihr. Aber, was hab ich von all dem Gelde, wenn ich fort muß. Da soll es gleich eine rechte Stiftung sein, wo auch die Kirche was davon hat, daß auch noch andere Bedürfnisse damit gedeckt werden können. — Tragt es also nur ein. Die anderen Förmlichkeiten könnt Ihr später noch machen.“

„Wenn Ihr's wirklich so haben wollt, trage ich es mit Freuden ein.“

„Dann hätte ich noch eine Bitte. Aber zuerst will ich noch aufs Rathhaus. Ich will nämlich dort noch eine Stiftung von 300 Gulden für die Ehrbare Bürgergesellschaft machen. Sie haben mich vor vier Jahren so freundlich in ihre Trinkstubengesellschaft aufgenommen. Sie sollen deshalb ein Andenken an

mich haben. Morgens sollen sie meiner Jar. Bei Stiftung bewohnen und am Abend sollen diese bis zu welche dabei waren, einen Trunk haben. Dien. Ich mit den Zinsen der 300 Gulden bezahlt zuerst Ihr, Herr Pfarrer, könnt diese meine Wb die A zeugen, wenn's nötig wird, weil die Zeit lang. Der Tod will an mir sein Opfer haben. — Aber

Und jetzt meine Bitte. Wenn das auf dem einen haus geordnet ist, will ich mich auf den letzten ber ich und auf die schwerste Lebensstunde stärken der Pf deshalb möcht ich Euch bitten: Kann ich is dien? Stunde in die Kirche kommen?“ —

„Geht nur ruhig heim; ich komme selbst wir a lich zu Euch ins Haus,“ sagt bereitwill lich fir Pfarrer. —

„Nein,“ entgegnet fest der Chirurg. n. J Kraft gibt mir der liebe Gott noch, daß ich all d kommen kann, wie es so viele andere in de em un gangenen Wochen auch getan haben.“ dem

Und alle Kraft zusammennehmend, schreit: G mühsam die Treppe hinab: Ein Mann des i der

Eine Stunde später empfängt er mit ergre ist v Andacht und erbaulicher Sammlung die e ist wor Sterbesakramente. Nur mit Not kann er sie ei wor in seine Behausung schleppen. Dort bricht die n die n zusammen. Er muß sich niederlegen, um nie das h aufzustehen. Mit größter Geduld trägt er die all, wo baren Leiden der ekelhaften Krankheit und sicht no Ergebung gefaßt der Auflösung entgegen. en fi

Dem Sterben nahe flüstert er mit einem anse re lichen Lächeln: „Ich komme bald, meine liebste n ria Salomäa, führe du mich hin zu meinem e 12 und unsern Lieben!“

Bald hat er ausgelitten. Man bettet ihn und Kirchenmauer auf dem Friedhof bei der Stab. in die geweihte Erde.

Der Pfarrer aber hält Wort. Er macht dessen, sprochene Eintrag ins Totenbuch. Er laus zw Deutsche übersetzt. — denn er ist, wie all die und desbücher jener Zeit, in lateinischer Sprache weit faßt — ungefähr folgendermaßen: it der

„Am 23. Nov. 1635 starb dahier an der a, G „Best, wohlversehen mit den heiligen Sterbe helfi „menten der Chirurg Kaspar Miller ränner „dem er manchen Kranken durch seine Kunst, so, ei „seine Bemühungen helfend beigestanden hat keine

V. Die Versammlung nach der Pest.

„Anno 1686 am 17. Februar ist n wi Ehrbare Gesellschaft, die Jenige. V noch bei Leben gewesen, zusammen wir kommen.“ So berichtet das Protokollbude der Bürgergesellschaft. geta

Langsam ist die furchtbare Krankheit ins alle zember zurückgegangen. Noch manche Opfhe es n sie gefordert. Aber schließlich ist sie doch übergel den worden. Die Absperrung wurde aufgrund D die Gebäude und Straßen ausgeräuchert. Es sen A nun auch wieder erlaubt, in Häusern und i in i Kirche zusammenzukommen. den fir

Da versammelte sich auch der Bürgervert die e Vereinshaufe, das sein Eigentum war, im Gery, g „zum Vären“. Aber ach, wie ist die Mitglied Ruh zusammengeschnolzen. — Vor der Pest konnte a Saal kaum die 160 Mitglieder fassen, jetzt aberhaupt alle Ueberlebenden in einem Gd beiseie sich Ganze 27 Mann sind es noch. Ach so viele sind fährt

seiner Zeit. Von den 24 Ratsältesten, welche den Vorkrieg bis zur Pest bildeten, ist kaum noch einer am Leben. Daher führt der Oberpfleger den Vorstoß bezahlt. Querst gedankt er all der Verstorbenen und forschte die Anwesenden zum Dank auf für ihre Verdienste.

„Aber,“ fährt er fort, „wie meint ihr? Sollen wir auf diesen Festgottesdienst halten, weil jetzt die Pest den letzten Tag ist?“

Der Pfarrer meldet sich. „Zu feierlichen Dankdiensten und zu freudigen Kundgebungen sind wir jetzt nicht in der rechten Stimmung. Zu schwer sind wir alle von dem Unglück betroffen worden, zu sehr sind die Wunden und zu groß die Lücken. Erst jetzt können wir das ganze Unheil überblicken. Ich habe versucht, eine Zusammenstellung aller das Furchtbare der letzten Monate zu machen und habe sie ins Sterberegister eingetragen. Dem Gedächtnisse will ich euch einiges davon mitteilen. Ganze Familien sind ausgerottet. In ansehnlicher Zahl der Vater oder die Mutter herausgestorben, und da, wo sie am notwendigsten wären. Kein Kind ist, wo nicht so und so viele Tote herausgegangen sind. Mehr als 1000 Erwachsene sind in diesen Wochen gestorben, dazu Hunderte von Kindern, die nicht gezählt und eingetragen worden sind. Das heißt, werdet ihr verstehen, wenn ich sage: all, wo vor einigen Monaten sechs Leute waren, jetzt noch einer, die anderen fünf sind tot.“

„Unsere Stadt hat meines Wissens noch 200 Leute unter 12 Jahren und nicht noch 100 Kinder.“ Und groß ist das Verlangen, dass wir uns machen, die Not des Jahres zwingt uns zur Sprache. Und Gott wird weiter helfen.“

Der Pfarrer antwortet: „Gott wird uns helfen.“

„Aber,“ fährt er fort, „wie meint ihr? Sollen wir auf diesen Festgottesdienst halten, weil jetzt die Pest den letzten Tag ist?“

Der Pfarrer meldet sich. „Zu feierlichen Dankdiensten und zu freudigen Kundgebungen sind wir jetzt nicht in der rechten Stimmung. Zu schwer sind wir alle von dem Unglück betroffen worden, zu sehr sind die Wunden und zu groß die Lücken. Erst jetzt können wir das ganze Unheil überblicken. Ich habe versucht, eine Zusammenstellung aller das Furchtbare der letzten Monate zu machen und habe sie ins Sterberegister eingetragen. Dem Gedächtnisse will ich euch einiges davon mitteilen. Ganze Familien sind ausgerottet. In ansehnlicher Zahl der Vater oder die Mutter herausgestorben, und da, wo sie am notwendigsten wären. Kein Kind ist, wo nicht so und so viele Tote herausgegangen sind. Mehr als 1000 Erwachsene sind in diesen Wochen gestorben, dazu Hunderte von Kindern, die nicht gezählt und eingetragen worden sind. Das heißt, werdet ihr verstehen, wenn ich sage: all, wo vor einigen Monaten sechs Leute waren, jetzt noch einer, die anderen fünf sind tot.“

„Noch einem Manne müssen wir danken, dem Chirurgen Kaspar Miller. Was er im Leben getan hat bei Tag und Nacht, wißt ihr. Aber eines wißt ihr noch nicht alle. Er hat eine Stiftung von 300 Gulden gemacht für unseren Bürgerverein. Das Geld hat er auf dem Rathaus hinterlegt und einstweilen auf die Namen der Pfleger eintragen lassen. Bei dem großen Sterben aber ist auch das Rathaus ausgestorben und so weiß man nicht recht, was der Zweck dieser Stiftung sein soll. Oder kann darüber jemand nähere Auskunft geben?“

„Ich kann es!“ meldet sich der Pfarrer. Der Miller hat auf die Woche nach Kirchweih einen Jahrtag (Seelenamt) gestiftet. Und da will er, daß diejenigen der Ehrbaren Gesellschaft, welche zu dem Jahrtage in die Kirche gehen, am Abend einen Trunk bekämen. Der Wein soll mit den Zinsen der 300 Gulden bezahlt werden.“

„Das läßt sich hören!“ rufen einzelne.

„Wenn es so ist,“ meint der Oberpfleger, „dann beschließen wir selbstverständlich, daß jedes Mitglied morgens in die Kirche geht oder doch einen Hausgenossen schickt.“

„Und daß dann abends jedes Mitglied unseren silbernen Vereinspokal auf des Stifters Meinung austrinkt,“ schlägt der Bürgermeister vor.

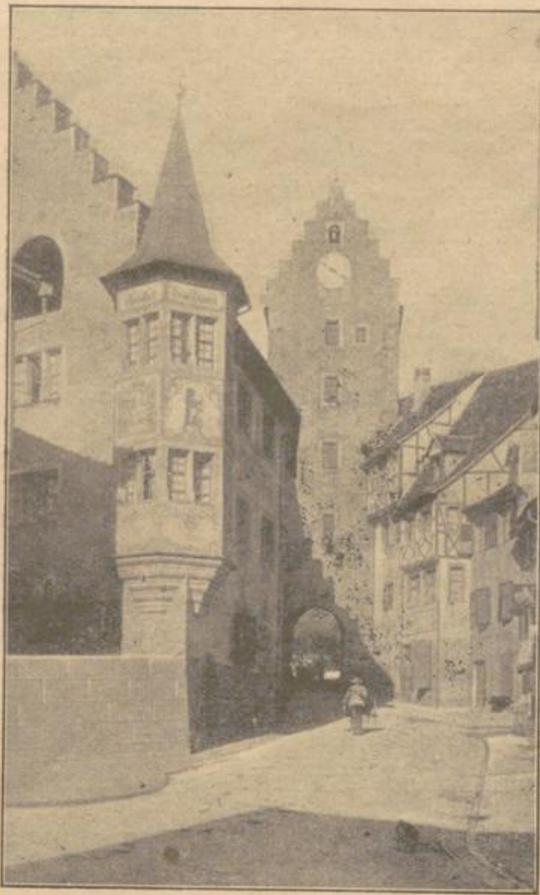
„So soll es sein!“ stimmen alle zu.

„Wo wollen wir aber das Geld anlegen,“ fragt der Oberpfleger.

Der Bürgermeister antwortet: „Die Stadtgemeinde kann das Geld wohl brauchen. Uebergebt es ihr zur Anleihe. Sie zahlt euch fünf Prozent und wenn ihr's Geld später braucht, auch die Summe.“

„So kann man es machen,“ stimmt der Oberpfleger zu. „Aber das muß noch schriftlich ausgefertigt werden. Da das Geld aber auf unserem Namen — auf meinem und dem Unterpfleger seinem — steht, können wir heute keine neuen Pfleger wählen. Es ist also ins Protokoll einzutragen: Kaspar Millers Legat halbern ist statuiert, daß die Pfleger selbst die Selbigen noch sehn.“

„So, jetzt wäre der geschäftliche Teil unserer Zusammenkunft erledigt. Ich wünsche allen Ehrbaren Gesellen recht glückliche Zukunft und mahne euch, ja nicht den Zweck unserer Gesellschaft zu vergessen: Die Ehre Gottes zu fördern durch Erhaltung des



ber wir müssen uns machen, die Not des Jahres zwingt uns zur Sprache. Und Gott wird weiter helfen.“

Der Pfarrer antwortet: „Gott wird uns helfen.“

„Aber,“ fährt er fort, „wie meint ihr? Sollen wir auf diesen Festgottesdienst halten, weil jetzt die Pest den letzten Tag ist?“

Der Pfarrer meldet sich. „Zu feierlichen Dankdiensten und zu freudigen Kundgebungen sind wir jetzt nicht in der rechten Stimmung. Zu schwer sind wir alle von dem Unglück betroffen worden, zu sehr sind die Wunden und zu groß die Lücken. Erst jetzt können wir das ganze Unheil überblicken. Ich habe versucht, eine Zusammenstellung aller das Furchtbare der letzten Monate zu machen und habe sie ins Sterberegister eingetragen. Dem Gedächtnisse will ich euch einiges davon mitteilen. Ganze Familien sind ausgerottet. In ansehnlicher Zahl der Vater oder die Mutter herausgestorben, und da, wo sie am notwendigsten wären. Kein Kind ist, wo nicht so und so viele Tote herausgegangen sind. Mehr als 1000 Erwachsene sind in diesen Wochen gestorben, dazu Hunderte von Kindern, die nicht gezählt und eingetragen worden sind. Das heißt, werdet ihr verstehen, wenn ich sage: all, wo vor einigen Monaten sechs Leute waren, jetzt noch einer, die anderen fünf sind tot.“

„Unsere Stadt hat meines Wissens noch 200 Leute unter 12 Jahren und nicht noch 100 Kinder.“ Und groß ist das Verlangen, dass wir uns machen, die Not des Jahres zwingt uns zur Sprache. Und Gott wird weiter helfen.“

Der Pfarrer antwortet: „Gott wird uns helfen.“

„Aber,“ fährt er fort, „wie meint ihr? Sollen wir auf diesen Festgottesdienst halten, weil jetzt die Pest den letzten Tag ist?“

Der Pfarrer meldet sich. „Zu feierlichen Dankdiensten und zu freudigen Kundgebungen sind wir jetzt nicht in der rechten Stimmung. Zu schwer sind wir alle von dem Unglück betroffen worden, zu sehr sind die Wunden und zu groß die Lücken. Erst jetzt können wir das ganze Unheil überblicken. Ich habe versucht, eine Zusammenstellung aller das Furchtbare der letzten Monate zu machen und habe sie ins Sterberegister eingetragen. Dem Gedächtnisse will ich euch einiges davon mitteilen. Ganze Familien sind ausgerottet. In ansehnlicher Zahl der Vater oder die Mutter herausgestorben, und da, wo sie am notwendigsten wären. Kein Kind ist, wo nicht so und so viele Tote herausgegangen sind. Mehr als 1000 Erwachsene sind in diesen Wochen gestorben, dazu Hunderte von Kindern, die nicht gezählt und eingetragen worden sind. Das heißt, werdet ihr verstehen, wenn ich sage: all, wo vor einigen Monaten sechs Leute waren, jetzt noch einer, die anderen fünf sind tot.“

„So kann man es machen,“ stimmt der Oberpfleger zu. „Aber das muß noch schriftlich ausgefertigt werden. Da das Geld aber auf unserem Namen — auf meinem und dem Unterpfleger seinem — steht, können wir heute keine neuen Pfleger wählen. Es ist also ins Protokoll einzutragen: Kaspar Millers Legat halbern ist statuiert, daß die Pfleger selbst die Selbigen noch sehn.“

„So, jetzt wäre der geschäftliche Teil unserer Zusammenkunft erledigt. Ich wünsche allen Ehrbaren Gesellen recht glückliche Zukunft und mahne euch, ja nicht den Zweck unserer Gesellschaft zu vergessen: Die Ehre Gottes zu fördern durch Erhaltung des

Friedens und der christlichen Liebe, der Zucht und Ehrbarkeit und des aufbauenden Lebenswandels."

Der Beifall der Mitglieder lohnt seine Worte.

Noch lange sitzen sie wieder einmal beim Weine gemächlich beieinander und machen Pläne für die Zukunft; sie rathschlagen, wie aus der Totenstadt wieder neues Leben erblühen könnte.

Das neue Leben ist erblüht. Aber bis auf unsere Tage lebt das Gedächtnis an jene schreckliche Zeit fort. Die St. Sebastiansstatue beim Schhaus, wo man zur Unterstadtkapelle geht, mahnt daran. Aber auch das Andenken an Kaspar Miller, den edlen Stifter, lebt noch fort. Die 300 Gulden blieben bis 1854 bei der Stadt stehen. Damals wurden sie zu-

jammen mit 1100 Gulden, um welche die St. Trankstube gekauft hatte, an den Bürgerverein bezahlt. Dieser legte die 1400 Gulden auf des Neujahrstrunkes. Denn zu einem Trunk am Jahrestage Kaspar Millers reichten schon lange nicht mehr. Jener Trunk ist aber dem Neujahrstag zusammengelegt worden jedes Mitglied leert bei dieser Versammlung noch den silbernen Vereinspokal "auf des Stifters Meinung" und gelobt, die Ehre zu fördern durch Friede, Eintracht, Sittsamkeit und Ordnung unter der Bürgerschaft.

Im Namen Gottes, des Vaters

Von Hans Stifegger.



Der Dichter hatte von der Direktion des Stadttheaters einen Brief bekommen: "Ihr uns eingereichtes Schauspiel ist angenommen. Es soll noch in dieser Spielzeit zur Aufführung gelangen. Wir bitten Sie, sich in den nächsten Tagen bei uns einzufinden, damit wir das Nähere besprechen können."

Der Dichter schwelgte in Glück, wie es wohl alle Dichter tun, die solche oder ähnliche Briefe erhalten. Gleich am nächsten Tage zog er seinen besten Rock an, der noch immer kein

sehr guter war, und begab sich zur Direktion. Der Direktor kam ihm mit freundlicher Begrüßung entgegen, nannte sein Stück ein Meisterwerk der Volksdichtung und kündigte den größten Theatererfolg an, den man seit Jahren erlebt habe. Dann sah man sich das Manuskript gleich ein wenig an, weil gerade Zeit und Gelegenheit war. Der Direktor hatte sich beim Lesen einige Anmerkungen gemacht. Hier schien ihm eine kleine Aenderung nötig, dort eine Kürzung. Der Dichter ordnete sich bescheiden den Vorschlägen des Theatermannes unter.

Da stießen sie weiterblättern auf den Schluß des zweiten Aktes. Hier hatte sich der Direktor wieder eine Anmerkung gemacht. "Ja, richtig," sagte er: "Sehen Sie, hier endet ein Akt damit, daß der Müller, der auf die Nachricht vom Tode seines Sohnes in die Stadt kommt, die Stube betritt und das Kreuz schlägt: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. — Ich verstehe, was Sie meinen. Sie lassen einen biederen, frommen Menschen vom Lande kommen. Er tritt in die vornehme Wohnung, aber er vergißt nicht, dem Brauch seines Dorfes treu zu bleiben. Sehr gut. Das kennzeichnet den Mann sogleich und macht für ihn Stimmung. Aber trotzdem würde ich

sehr raten, diesen Aktluß zu ändern. Das Publikum liebt dergleichen nicht. Sie kennen was ein Publikum zu wenig." — Der Dichter ließ sich einen Augenblick, dann sagte er bestimmt unkenig bleiben. "Nein, Herr Direktor. Dieser Schluß muß bleiben. Daran kann ganz und gar nichts gekunstet werden." "Aber, lieber Freund," wollte der Direktor lächelnd begütigen, "an diesem Kreuz, das kann Ihnen doch nicht gar so viel gelegen sein. Ich sage Ihnen, dem Geschäft schadet es nie. In diesem Kreuzzeichen liegt mir viel, liegt mir sehr viel und das Geschäft ist mir nicht so sehr wichtig." sagte der Dichter in einem Ton, der andeutete, daß dies sein letztes Wort war und mit ihm über das darüber nicht gesprochen werden konnte. Vorher denn dieser Aktluß ungeändert, wenn auch der Direktor mißbilligend und offensichtlich wenn er den Kopf schüttelte. Sie haben doch wohl ihre Launen, diese Dichter.

An dem gleichen Tage, ja fast zur gleichen Zeit hatte der Schauspieler Felix Prantner ein großes Erlebnis. Er ging eben in seiner Studierstube und nieder und nahm eine alte Rolle, die da nächst wieder einmal spielen sollte, Szene für Szene durch, da läutete jemand an seiner Wohnzimmertür. Er hörte den Diener öffnen, er vernahm einen kurzen Wortwechsel, dann kam der Diener und meldete, es seien zwei Kinder draußen. Schwärzliche gnädigen Herrn zu sprechen wünschten, allen er aber in ländlicher Kleidung und sie hätten einen Brief an den gnädigen Herrn. Der Diener vor war ein wenig verstimmt über die Schwärzlichen mutete eine der häufigen Betteleien, gab ihm einen zweikronenschein und befahl ihm, er solle damit abzufertigen. Wieder wurde laut, der Diener störendes Stimmengemurmel laut, der Diener zurück: Nein, das gehe nicht. Die Kinder wollten loszubringen, sie hätten ihren Brief an den gnädigen Herrn abzugeben.

Der Schauspieler warf sein Buch auf den Tisch. Also dann herein mit den Kindern.

Gleich darauf schoben sie sich bei der Tür zu Boran ein Knabe, etwa sechsjährig, dann, wandte gezogen, ein ängstliches, kleineres Mädchen, die rotwangig und fest, gesund und blond, lächelte mit